Nr. 197. — Zweites Blatt.

Verantwortl. Redakteur: R. O. Köhler in Stettin.
Verleger und Drucker: R. Graßmann in Stettin, Kirchplatz 3—4.

Bezugspreis: vierteljährlich in Stettin 1 ℳ, auf den deutschen Postanstalten 1 ℳ 10 ₰; durch den Briefträger ins Haus gebracht kostet das Blatt 40 ₰ mehr.

Anzeigen: die Kleinzeile oder deren Raum 15 ₰, Reklamen 30 ₰.

Stettiner Zeitung.

Sonntag, 23. August 1903.

Annahme von Anzeigen Breitestr. 41—42 und Kirchplatz 3.

Vertretung in Deutschland: In allen größeren Städten Deutschlands: R. Mosse, Haasenstein & Vogler, G. L. Daube, Invalidendank. Berlin Bernh. Arndt, Max Gerstmann. Elberfeld W. Thienes. Halle a. S. Jul. Barck & Co. Hamburg William Wilkens. In Berlin, Hamburg und Frankfurt a. M. Heinr. Eisler. Kopenhagen Aug. J. Wolff & Co.

Von Pius X.

Wie der neue Papst sich im Vatikan einlebt, schildert nach der „Germania“ sehr anziehend der römische Berichterstatter des „Figaro“, der schon zu Lebzeiten Leos XIII. öfter bewiesen hat, daß er von dem Leben im Vatikan eine sehr genaue Kenntnis hat. Pius X. bewahrt sich unter der weißen Soutane die lächelnde Gutherzigkeit, die ihn als Patriarch unter den Gondolieri Venedigs beliebt gemacht hat, wie sie ihm Liebe erworben hatte als Pfarrer von Tombolo, als Erzpriester in Salzano, als Domherr in Treviso und als Bischof in Mantua. In den Handlungen des neuen Papstes erkennt man den Mann, der, aus dem Volk hervorgegangen, immer in Fühlung mit dem Volke geblieben ist, um bei ihm eine Mission der Wiederaufrichtung, der Barmherzigkeit und Liebe zu erfüllen. Er behält seine Gewohnheiten als Frühaufsteher bei. In Venedig erhob er sich jeden Morgen um fünf Uhr, Sommer und Winter, und nachdem er gegen sechs Uhr die Messe gelesen, fuhr er in einer Mietsgondel oder mit dem „Vaporetto“ nach dem Lido, stets begleitet von seinem Sekretär Msgr. Bressan. Gegen acht Uhr kehrte er zum Erzbischöflichen Palast zurück, stets guter Laune und freundlich zu jedermann. Um zwölf Uhr nahm er eine frugale Mahlzeit ein, deren Hauptbestandteil mindestens dreimal wöchentlich Reis mit Muscheln bildete und die von den Schwestern des Patriarchen bereitet wurde. Diese Schwestern waren ländlich geblieben: als sie vor einigen Tagen durch das Telephon die Nachricht von der Erwählung ihres Bruders erhielten, glaubten sie erst, es handle sich um einen Scherz, aber dann kam ihnen aus tiefstem Herzen der Ruf: „O Gott! wir werden ihn nicht wiedersehen!“ Einige Augenblicke später wollte Don Carlos ihnen durchaus seine Ehrerbietung und seine Glückwünsche darbringen, und die trefflichen Frauen empfingen ihn, wie sie waren, in Schürze und Morgenschuhen . . . . Das Geburtshaus Pius' X. in Riese, das ich vor zwei Jahren besuchte, ist fast eine Hütte, die als einzige Bezeichnung die Nummer 5 trägt. Die angeborene Verachtung des Luxus hat den Papst auch veranlaßt, auf die „portantina“ und die „sedia gestatoria“ zu verzichten, die er nur bei großen öffentlichen Zeremonien benutzen will. Nach dem Empfang des diplomatischen Korps am Mittwoch benutzte er den Fahrstuhl, um in seine Zimmer zu gelangen; die beiden Nobelgardisten, die den heiligen Vater begleitet hatten, stürmten in großen Sätzen die Treppe hinauf, um rechtzeitig auf dem dritten Treppenabsatz anzulangen und die Ehrenbezeugungen zu erweisen. Pius X. erkannte sie wieder und sagte bedauernd zu ihnen: „Ragazzi, ihr hättet euch nicht so beeilen sollen; bei der Hitze kann man davon krank werden.“ In den Audienzen, die er am Mittwoch den Mitgliedern der Aristokratie und einer beträchtlichen Anzahl Besucher erteilte, zeigte er sich von einer unermüdlichen Geduld. Er segnete alle Rosenkränze, Kreuze und Andachtsgegenstände, die man ihm reichte. Er verteilte mehrere Autographen unter die Personen seiner Umgebung, schließlich hob er zwei- oder dreimal unter Nichtbeachtung der Etikette Damen, die niederknieten, auf. Er hat nun den Sekretär gebeten, seine drei Schwestern nach Rom kommen zu lassen, die bei ihm im Erzbischöflichen Palast zu Venedig wohnten. Sie werden nicht im Vatikan, sondern in einem Kloster der „via Merulana“ wohnen. Nur die Abende erscheinen ihm lang. Nach dem Mittagessen, das aus Fleischbrühe und Gemüse besteht, arbeitet er mit seinem Privatsekretär und läßt sich von seiner Umgebung Auskünfte erteilen. Er wird einige Erholung in der Musik finden, denn er spielt ziemlich gut Orgel und hatte vom ersten Tage an den Wunsch, sich mit dem Abbé Perosi näher zu unterhalten. Aber vorbei ist es nun mit den langen Ausflügen, die er so sehr liebte. Selbst „Alpinist“ war er! Denn vor zwei Jahren bestieg er noch den Monte Grappa, um dort eine Schutzhütte einzuweihen. Die Gärten des Vatikans sind riesig, aber weder ist dort die freie Luft, noch die Meeresluft, in der der Patriarch von Venedig sich jeden Morgen zu erfrischen liebte. Da er kräftig und mäßig ist, scheint ihm ein langes Pontifikat in Aussicht zu stehen.

Der Fremdenverkehr in der Schweiz.

Der durch seine „Beiträge zur Statistik des Fremdenverkehrs“ (Zürich 1895) bestens bekannte Ed. Guyer-Freuler in Zürich hat eine neue Arbeit über den Fremdenverkehr und das Gasthofwesen in der Schweiz fertiggestellt, die in Professor Reichesbergs „Handwörterbuch der schweizerischen Volkswirtschaft“ erscheinen soll. Darin schätzt der Verfasser den jährlichen Gesamtumsatz der schweizerischen Gasthäuser und Pensionen auf 86 bis 98 Mill. Franken. Er nimmt an, daß die einheimische Bevölkerung daran mit etwa 20 Prozent beteiligt ist, sodaß auf die Fremden allein 70 bis 77 Mill. entfallen. Hierzu sind aber noch zu rechnen 16 bis 18 Mill. Franken an Einnahmen der Eisenbahnen, Postkutschen, Dampfboote und Fuhrwerke, sowie 8 bis 11 Mill., die von den Fremden außerhalb der Hotels ausgegeben werden, sodaß mit Einschluß der Trinkgelder der gesamte aus dem Auslande zufließende Fremdenverkehr im jährlichen Durchschnitt zusammen 96 bis 108 Mill. Franken ins Land führt. Diesem Betrag steht eine ganz erhebliche Gegenleistung gegenüber an Ausgaben und Betriebskosten für Unterkunft, Beköstigung und Transport, die Guyer auf 52 bis 60 Mill. berechnet. Dazu sind für Verzinsung des Anlagekapitals und die notwendigsten Abschreibungen und Ausbesserungen noch 33,5 Mill. Franken zu zählen, so daß der tatsächliche Reingewinn im Vergleich zu der Höhe des Anlagekapitals nur einen bescheidenen Betrag erreicht. Daraus ergibt sich, meint Guyer, daß der Fremde verhältnismäßig billig in der Schweiz reist. Er schreibt dann weiter: „Daneben muß jedoch auch bemerkt werden, daß der öfters erhebliche Unterschied in den Preisansätzen je nach Saison und Ansprüchen sich nicht immer rechtfertigen läßt und die in neuester Zeit durch Reiseunternehmungen aller Art zugemutete ungesunde, auf die Gedankenlosigkeit, den Mangel an Geschäftsprinzip und den Konkurrenzneid mancher Gastwirte spekulierende Rabattwirtschaft einem reellen Betriebe widerspricht.“ Aus dem Zahlenmaterial, daß Guyer für die obigen Berechnungen benutzt hat, sei noch folgendes wiedergegeben. Nach der letzten Zählung gab es in der Schweiz 1896 Hotels, Pensionen und Gasthäuser mit 104 800 Fremdenbetten. 945 dieser „Fremdengeschäfte“ mit 62 800 Betten haben nur Saisonbetrieb (3 bis 5 Monate), während die übrigen 951 mit 42 000 Betten das ganze Jahr geöffnet sind und betrieben werden, in der überwiegenden Mehrzahl aber ebenfalls den starken Schwankungen der Fremdensaison unterworfen bleiben. Das Anlagekapital dieser Gasthöfe und Pensionen setzt sich so zusammen: Liegenschaften 420,8 Mill., Mobiliar 115,6 Mill., Vorräte und Betriebskapital 14 Mill. Das ist eine Gesamtsumme von 550,4 Mill. Franken oder für jedes Fremdenbett 5245 Franks. Der Verfasser schätzt die Zahl der ausländischen Reisenden im Jahr auf 340—380 000 mit insgesamt 7,6—8,4 Mill. Logiertagen. Die Zahl der unmittelbar im Hotelbetriebe der Schweiz beschäftigten Personen beträgt, je nachdem man die dauernd angestellten technischen Hilfskräfte (Handwerker usw.) hinzurechnet oder nicht, 22—27 000 Personen, wovon 12 000 männliche und 15 000 weibliche. Ausländer sind darunter 2500 männliche und 1000 weibliche. Auf vier Fremdenbetten kommt demnach ein Hotelangestellter. Mittelbar erhalten jedoch durch die Hotelindustrie der Schweiz 32—35 000 Personen der Schweiz im ganzen bald längere, bald kürzere Zeit Beschäftigung und wechselnden Verdienst. Daneben der festen Löhnung für das Personal mit 9—11 Mill. Franken nebst Wohnung und freier Kost im Werte von weiteren 7,5—8,5 Mill. Franken auch noch wesentlich die sogenannten Trinkgelder, die für die ausländischen Gäste mit 3,5 bis 4 Mill. Franken in Rechnung gebracht werden dürfen, in Betracht kommen, so ergibt sich auch aus der Beschäftigung und Löhnung des Personals die volkswirtschaftliche Bedeutung des Fremdenverkehrs für die Schweiz.

Königin Viktoria als Ehestifterin.

Aus London wird der „Voss. Ztg.“ geschrieben: Frau Crawford, die Berichterstatterin der „Daily News“ in Paris, hat über die „Königin Viktoria als Königin und Herrscherin“ (Arrowsmiths Verlag) ein Buch geschrieben, das von allen Klassen viel gelesen wird. Frau Emily Crawford ist irischer Abstammung und hat von der französischen Hauptstadt aus den Gang der politischen Ereignisse im britischen Inselreiche verfolgt. Diese beiden Tatsachen erklären es, weswegen die Auffassung der Dame von dem Charakter und den Herrschereigenschaften der verstorbenen Königin hierzulande auf großen Widerspruch stößt. Frau Crawford hat die letzten Jahre des Kaiserreichs als Gattin des seither verstorbenen Berichterstatters des Londoner Blattes miterlebt, sie hat den Fall des Kaiserreichs, die Pariser Kommune und die Republik in den Spalten des englischen Blattes geschildert, sie hat die tonangebenden Persönlichkeiten Frankreichs kennen gelernt und mit den meisten auswärtigen Diplomaten in Paris geplaudert; hochstehende Verwandte, die am Hofe der englischen Könige, bis in die Zeit des vierten Georg zurück, Stellungen hatten, haben ihr einen Einblick gegeben in die Vorgänge im innern Kreise am englischen Hofe; aber als Irin steht sie diesen Vorgängen kritisch, unsympathisch und oft fast feindselig gegenüber. Gelegentlich ist sie sogar zynisch — wie nur Thackeray zynisch sein konnte; sie betont den Umstand zu sehr, daß die Königin ihrem Gatten, dem Prinzen Albert, geistig nicht ebenbürtig war, daß es die Königin schmerzlich berührte, von der Kaiserin Eugenie in den Schatten gestellt zu werden. Die Kritik der Dame erstreckt sich sogar auf die Ministerpräsidenten der Königin, von denen einer, Benjamin Disraeli, kurzweg als ein „Humbug“ gekennzeichnet wird, während W. E. Gladstone nach dieser Quelle „von seiner eigenen Einbildungskraft benebelt ist“ — kurz, Frau Crawford entwirft von der Königin Viktoria und ihrer Umgebung ein Bild, das von der herkömmlichen Darstellung der Fürstin nicht nur abweicht, sondern dazu in oft grellem Widerspruch steht. Aber Frau Crawford betrachtet die verstorbene Königin vom Gesichtswinkel der Frau aus. Das ist interessant, ob es immer geschichtlich richtig ist, bleibe dahingestellt. Königin Viktoria auf der Suche nach passenden Gatten für ihre jüngeren Töchter ist nicht sehr ansprechend dargestellt. Die Verheiratung der ältesten Töchter soll sie nach den unverständlichen Angaben der nicht ganz einwandsfreien Verfasserin nicht ganz befriedigt haben, deshalb hielt sie Ausschau nach reichen Schwiegersöhnen unter dem hohen Adel in der engeren Heimat. Sie hatte einen Edelmann im Auge, der ein Jahreseinkommen von 80 000 Lstr. besaß und ein vollendeter Kavalier war. Wäre er arm gewesen, so hätte er den Ansporn zu schriftstellerischer Auszeichnung besessen; sein Stammbaum wies in den letzten zwei Jahrhunderten Männer und Frauen auf, die sich durch hohe Begabung nicht weniger als durch hohe Geburt auszeichneten. Als der Hof in Balmoral war, erhielt dieser Edelmann, der ein Schloß in Schottland besaß, eine Einladung ins Königschloß, die nicht abgeschlagen werden konnte. Während des Abends stattete ein hoher Hofbeamter, der das besondere Vertrauen der Fürstin besaß, dem Gast einen Besuch in seinem eigenen Zimmer ab. Er machte Anspielungen auf die große Ehre, die ihm die Königin antun wolle. Nun war aber der geladene Edelmann von Natur schüchtern; immerhin verstand er die Andeutungen und besaß Geistesgegenwart genug, um eine zustimmende oder ablehnende Antwort zu vermeiden. Aber der Gedanke war ihm entsetzlich, in häufige und enge Beziehungen zu der Königin zu treten und auf einer niedrigeren Stufe zu sitzen als die deutschen Schwiegersöhne. Am nächsten Morgen faßte er einen heldenhaften Entschluß. Er ließ sein Pferd satteln und ritt dreißig englische Meilen weit über Land, nach einem Jagdschloß, wo sich eine junge Dame aufhielt, um deren Hand er anhalten wollte. Es kam ihm nicht einmal in den Sinn, daß er die Dame, die er zu seiner Frau zu machen entschlossen war, persönlich gar nicht kannte. Es war ein von der Verzweiflung eingegebener Schritt, er ließ sich anmelden und bat um die Vergünstigung, mit der Dame allein sprechen zu dürfen. Seine Schwester war mit ihr eng befreundet. Das war seine Einführung. Was im Salon vorging, entzieht sich der Kenntnis; aber er hatte die Genugtuung, dem Hofbeamten, der ihn am vorhergehenden Abend aufgesucht hatte, mitteilen zu können, daß er verlobt sei. Er wurde nie mehr nach dem Schloß Balmoral eingeladen. Noch einen andern Korb hat sich die Königin Viktoria geholt, als sie für eine ihrer Töchter den Erben eines berühmten Adelstitels und großer Güter in Schottland und England, die Hunderttausende eintrugen, als Gatten ausersehen hatte. Königin Viktoria suchte die Großmutter des jungen Mannes auf, die mit der Sache nichts zu tun haben wollte und einen Freund ihres Sohnes als die geeignetste Persönlichkeit zur Uebernahme der zarten Unterhandlungen bezeichnete. Der genannte Vermittler suchte mit der Zustimmung der Königin den Vater des jungen Marquis auf und fand ihn an einem offenen Grabe stehend, das er vor Jahren hatte herstellen lassen zur Aufnahme seiner eigenen Leiche. Es war seine Gepflogenheit, diese seine letzte Ruhestätte täglich aufzusuchen, so oft er in seinem schottischen Adelssitz wohnte. Der Unterhändler brachte seinen Vorschlag vor, der Edelmann hörte aufmerksam zu und rief einen Angestellten herbei, dem er auftrug, am offenen Grab einige Veränderungen vorzunehmen. Dann schickte er ihn weg und sagte ernst zu seinem Besucher: „Ich will von der ganzen Sache kein Wort mehr hören“. Selbst der junge Marquis hat nie von der Ehre gehört, die Königin Viktoria ihm zugedacht und sein Vater in seinem Namen abgelehnt hatte. — Soweit die Frau Referentin mit dem verhängnisvollen Namen, dem man vermutlich auch in diesem Falle nicht recht trauen darf.

Kindesmord als Rechtseinrichtung.

Ueber den Kindesmord als Rechtseinrichtung führt Oberlandesgerichtsrat Paul Wilutzky in dem kürzlich erschienenen zweiten Band seiner Vorgeschichte des Rechts folgendes aus: Bei den Australnegern ist der Kindesmord, insbesondere bei Mißgestalten und illegitimen Kindern, noch heute erlaubt, und er wird auch dann zugelassen, wenn die Kinderzahl eine bestimmte Höhe übersteigt; ebenso wird der Säugling mit der im Wochenbett gestorbenen Mutter begraben. Dieselben grausamen Sitten herrschen in Polynesien ganz allgemein; auf den Radack-Inseln wird das Dreikindersystem in der furchtbaren Form geübt, daß keine Mutter mehr als drei Kinder erziehen darf und das vierte und jedes folgende selbst lebendig vergraben muß. Auch bei den Rothäuten in Nordamerika herrschte diese Sitte, wo sie allerdings bei herumstreifenden Jägervölkern nicht Wunder nehmen kann, da eine zahlreiche Schar kleiner Kinder das Umherziehen von Ort zu Ort behindert, auch die Frau in ihren Obliegenheiten als Arbeitstier des Mannes aufgehalten hätte. Dieselben Gründe werden in Südamerika obgewaltet haben, wo Lubbock von den Paraguay-Indianern kurzweg berichtet: „Bei mehreren dieser Stämme war der Kindesmord mehr eine Regel als eine Ausnahme, und da eine Frau nur ein einziges Kind großzuziehen pflegte und zu diesem Zwecke dasjenige verschonte, welches nach ihrer Vermutung das letzte sein würde, so behielten viele überhaupt keines.“ In Afrika ist es bei den Hottentotten auch ein Recht der Eltern, das neugeborene Kind auszusetzen, wovon bei Zwillingen, Mißgestalten und Krüppeln Gebrauch gemacht wird. In der Urzeit, auf der primitivsten Stufe, stand zweifellos den Eltern ein unumschränktes Verfügungsrecht über Leben und Tod der kleinen Kinder zu. Der Kindesmord wurde da zur Sitte erhoben, wo die Sorge für die Ernährung der Kinder sich geltend machte oder die Arbeitskraft der Frau, die während des S[illegible]lens ihren Beschäftigungen entzogen wäre, unentbehrlich erschien. Der Schutz der Neugeborenen und gar des werdenden Lebewesens ist erst das Produkt späterer Kulturperioden. So kann man sagen, daß der Kindesmord, namentlich an Mädchen, eine Rechtseinrichtung der ältesten Völker war. Wenn ihre Entstehung auch durch die Not erklärt werden kann, so konnte sie doch auch zur Schablone werden und bleiben, weil sie war: und so sieht man die systematische Kindestötung bei manchen Völkern (Eskimos, Kamtschadalen, Mexikanern, Papuas usw.) zu einem Gebot erhoben, dem sich jeder fügen muß, weil es die Rechtssitte so vorschreibt, auch wenn kein zwingender Anlaß zum Umbringen des kleinen Wesens vorliegt. Durch diese unsinnige, nur durch den Hang des Menschen am Gewesenen erklärliche Sitte sind ganze Nationen zum Aussterben gebracht worden. Bei den Römern wie bei den Germanen stand in alter Zeit dem Familienvater das unbedingte Tötungsrecht zu, wenn auch, soweit die geschichtliche Erinnerung zurückreicht, nur selten davon Gebrauch gemacht wurde; es scheint schon sehr früh in der tatsächlichen Uebung auf die Aussetzung neugeborener Kinder beschränkt worden zu sein. Besonders traf dieses Geschick die kleinen Mädchen; was man vor allem brauchte, waren kräftige Arme, und wie in der alten Vedenzeit Indiens so galt auch bei den Griechen und Römern der Besitz von Töchtern als ein „Jammer“. Die Aussetzung geschah in der Regel in den Wald (unter einen Baum) oder auf das Wasser in einer Kiste, was auch mit den sagenhaften Ueberlieferungen anderer Völker (persische Königsgeschichte, Kindheit des Moses) übereinstimmt. Aehnliches wird von den alten Arabern aus den Zeiten der „Unwissenheit“ vor Mohamed, von den Todas in den blauen Bergen des Dekan, wo einer Uebervölkerung durch Massenmord der neugeborenen Mädchen vorgebeugt wurde und erst die englische Regierung dagegen einschritt, und ebenso aus verschiedenen Gegenden der indischen Nordwest-Provinzen berichtet. Und China ist auch heute noch das klassische Land der Kindestötung, obwohl sie dort unter Strafe gestellt ist.

Die Fremdenfrage in London.

Die „Daily News“ treten in bemerkenswerter Weise für die durch die Vorschläge der königlichen Kommissionen bedrohten unbemittelten Fremden Ostlondons ein. Wir entnehmen einem Artikel, der die Ueberschrift „Fremdenstadt“ führt, nachstehende Stelle: „Eine der häufigsten Klagen vor der königlichen Kommission war die, daß sich der Fremde nicht mit seinen englischen Nachbarn assimiliere. Ein Blick in die kleinen Buch- und Papierhandlungen zeigt aber, daß die Ankömmlinge eifrigst bestrebt sind, die Sprache ihres Adoptivlandes zu lernen. Für wenige Pence kann man ein „Lehrbuch der englischen Sprache“ kaufen, und es ist auch ein russisch-englisches Vokabularium zu haben. Ferner gibt es englische Phraseologien mit jüdischer Uebersetzung in hebräischer Schrift. Die meisten Einwohner der Fremdenstadt führen ein außerordentlich tätiges Leben. Sie sitzen den ganzen Tag arbeitend in ihren kleinen Läden, oder sind bemüht, die Behaglichkeit ihrer elenden Wohnungen zu erhöhen. Sie haben aber auch Lust an gesellschaftlicher Unterhaltung und an Vergnügungen. In einem Fenster saßen zwei alte, ehrwürdig aussehende Männer, spielten auf dem Auslagebrett, auf dem sonst das Fleisch zum Verkauf ausgelegt wird, Domino und beobachteten dabei das Straßenleben. Abends versammeln sich viele der Fremden gesellschaftlich in den zahlreich vorhandenen Restaurants. Einige dieser Restaurants sind durchaus behagliche Lokalitäten für die Mittelklasse, andere sind so billig, daß man eine Mahlzeit von 3 Gängen für 1 Penny haben kann. Das Geheimnis der Küche dieser Restaurants bleibt besser verschleiert. In Leman-Street ist ein Unterkunftsraum für ankommende, arme Juden. Ich fand dort etwa 100 aus dem russischen Hafen Libau eingetroffene Leute. Sie hielten sich alle nur für einige Tage in London auf und waren auf der Durchreise nach Südafrika. Ihr Gepäck füllte einen großen Raum des Gebäudes, und man hatte den Eindruck, daß die Leute nicht ganz mittellos waren. Unter den Anwesenden befanden sich auch einige Christen, denn die von Juden unterhaltene Wohltätigkeitsanstalt nimmt auch Mitglieder anderer Rassen auf, wenn diese der Hülfe bedürfen. Einer der interessantesten Punkte der Fremdenstadt ist Wentworth-Street. Mit ihren Buden und eifrig in hebräischer Sprache sich unterhaltenden Besuchern bildet diese Straße einen der lebhaftesten Punkte Londons. Alle Leute machen den Eindruck, daß sie hart arbeiten, und doch sind sie dabei heiter, ohne die verstockte Brutalität, die man so oft in englischen Armenvierteln findet. Wenn man erwägt, daß diese Leute gezwungen worden sind, aus unerträglichen Verhältnissen im Osten Europas zu fliehen, und wenn man sieht, wie sie sich bemühen, nützliche und hilfsbereite Bürger zu werden, so kann man nicht umhin, jede Aenderung mit Bangen zu betrachten, die unser Land daran verhindern könnte, auch weiterhin diesen duldenden und verfolgten Wanderern einen sicheren Hafen zu bieten.“

Schönheitsmittel in alter Zeit.

Eine hübsche Blumenlese der Schönheitsmittel im 16. Jahrhundert veröffentlicht der

Das Schicksal des Kusses.

Ueber dieses Thema wird der „Voss. Ztg.“ eine Abhandlung geschrieben, die alle Freunde des Küssens — und wer wäre das nicht — interessieren dürfte, es heißt darin: Der Kuß scheint uns etwas so Natürliches zu sein, daß wir uns Zeiten und Länder und Menschen, die den Kuß nicht kennen, gar nicht denken können. Er scheint uns so alt wie das Menschengeschlecht und in der Tat läßt ihn ein deutscher Dichter bereits von Adam erfinden oder vielmehr dank einem Honigtropfen auf den Lippen Evas entdecken. Jedenfalls kann der Kuß auf ein ehrwürdiges Alter zurückblicken und hat im Laufe der Jahrtausende wechselvolle Schicksale erlebt; die schlimmsten aber stehen ihm noch bevor. Uns am natürlichsten scheint der Kuß von Mund zu Mund. Den Minnekuß, den Mutterkuß, den Bruderkuß können wir uns gar nicht anders als so denken. Aber der väterliche Kuß ist schon anderer Art. Der Huldigungskuß läßt sich auf der Hand nieder. Man hat auch die Wangen, den Saum des Gewandes, dem Papste selbst den Fuß geküßt. Darf man einem Operettendichter trauen, dann hat einer sogar „nur auf die Schulter geküßt“. — Vor sehr vielen Jahren sagte mir ein in Deutschland studierender Japaner, in Japan küßt man sich überhaupt nicht; das sei tierisch. Ich habe nicht das Gesicht sehen können, das ich bei dieser Mitteilung machte. Ich glaube, es war ein sehr einfältiges. Nein, sagte er, bei uns küßt die Mutter nicht das Kind, der Bräutigam nicht die Braut, und wenn ich nach Jahren nach Hause komme, küsse ich meine Eltern nicht, reiche ihnen auch nicht die Hand, sondern mache ihnen nur eine Verbeugung. Andere Länder, dachte ich, andere Sitten. Halten die Japaner ja sogar große Augen für unschön, während uns gerade ein großes Auge gefällt. In Wirklichkeit traute ich meinem japanischen Gewährsmann nicht recht und hatte ihn in Verdacht, er wolle mir etwas aufbinden. Ich bat ihm aber in meinem Innern einige Zeit darauf ab, als ich in London einen Vater seinen nach langer Zeit aus Indien heimgekehrten Sohn nur mit einem kräftigen Händedruck begrüßen sah. „Der Herr küßt seinen Sohn nach so langer Abwesenheit nicht einmal?“ rief ich erstaunt, als Vater und Sohn sich entfernt hatten, einer Dame im Boardinghouse zu! Mit allen Zeichen des Entsetzens erwiderte sie verweisend: „Herren küssen sich nicht. Denken Sie sich mal, wie eklig das wäre, wenn zwei dicke Herren sich küßten.“ — Mein Glaube an die Naturnotwendigkeit des Kusses war jetzt wirklich erschüttert. Ja nach einiger Zeit war es mir gleichfalls unangenehm, einen selbst gut befreundeten Mann zu küssen, und ich konnte nicht ohne Unbehagen sehen, wenn andere Männer sich küßten. Schade, daß die englische Sitte nicht schon vor bald zwei Jahrtausenden in Palästina bekannt war. Dann gäbe es keinen Judaskuß. Auch die Chinesen, die freilich in allen Dingen anders denken und handeln wie wir, wissen den Kuß nicht zu schätzen, halten ihn sogar für etwas Widernatürliches. In einem „Die Rückkehr des Hofes nach Peking“ behandelnden Artikel der Augustnummer des „Cornhill Magazine“ schreibt Frau Archibald Little: „Ein kleines amerikanisches Mädchen befand sich unter den Gästen auf einer Gesellschaft bei der Kaiserin. Der Kaiser nahm das Kind, hob es empor und küßte es, bis es seiner Mutter zurief: Er hat mich lieb, nicht wahr, Mama? Darauf nahm er das Kind nochmals und küßte es immer wieder. Aber wo hatte der Kaiser von China das Küssen gelernt? Wie ist ihm nur der Gedanke an dergleichen gekommen. Kein Chinese im ganzen großen himmlischen Reiche küßt jemals Weib oder Kind, wenn es ihm nicht ein Ausländer beigebracht hat. Keine chinesische Mutter selbst küßt jemals ihr Kind. Was einem Kusse noch am nächsten kommt, ist, daß sie das Gesicht des Kindes zu ihrem emporhebt und gewissermaßen daran riecht. Dennoch zeigte sich der Kaiser so gut erfahren, als wäre der Kuß das natürlichste Ding von der Welt, während in Wirklichkeit jedem Durchschnittschinesen das Küssen als etwas ganz und gar Unnatürliches, ja Widerwärtiges vorkommt.“ Was dem einen seinen Uhl, ist dem andern sein Nachtigall. Bei uns hat schon so mancher schwere Geldbuße entrichten müssen, weil er der Versuchung nicht hat widerstehen können und einen Kuß geraubt hat. Ja in dem englischen Badeorte Hastings ist ein Bursche wegen eines solchen Kußraubs zu vier Wochen Zwangsarbeit verurteilt worden. In China dagegen haben die Boxer vielleicht zu den Waffen gegriffen, weil sie in Erfahrung gebracht haben, daß der Kaiser sich heimlich im Küssen hat unterrichten lassen und dann diesem barbarischen Brauch öffentlich huldigte. Aber auch bei uns droht dem Kuß das Verhängnis, und das Schicksal schreitet schnell. Der vor gar nicht so langer Zeit entdeckte winzige und doch so mächtige Bazillus, dieser überall vertretene größte Feind des Menschengeschlechts, der uns schon so viel Böses zugefügt hat und noch tagtäglich zufügt, droht auch dem Kuß den Garaus zu machen, sodaß wir wie die Japaner und Chinesen ohne Kuß uns werden behelfen müssen oder in Zukunft, statt Lippe auf Lippe zu pressen, wie gewisse Barbarenvölker, die aber vielleicht klüger sind, als wir bisher waren, Nase an Nase zum Gruß an einander reiben, oder wie die Chinesen statt küssen, riechen werden. — Schon jetzt tragen wir Bedenken, unsere Kinder auf den Mund zu küssen und haben ein unbehagliches Gefühl statt des früheren Elternstolzes, wenn ein Verwandter, Bekannter, Fremder gar unsere kleinen Lieblinge küßt. Was alle Moralpredigten der Eltern und Geistlichen nicht vermocht haben, der Bazillus scheint es durchzusetzen, daß das Küssen eingeschränkt, geächtet, ja hier und da verboten wird. Bereits gibt es Antikußligen. Seitdem gar die Frauen studieren und die Gefahren des Küssens kennen, sind sie, nicht aus Prüderie oder Sprödigkeit, sondern aus Vorsicht, mit dem Kuß zurückhaltender geworden. In der gebildeten Gesellschaft sind die Küsse geradezu dezimiert worden. Die amerikanischen Studentinnen, die von ihren vielleicht altjungferlichen und sauertöpfischen Dozentinnen der Physiologie über die Gefahren des Küssens unterrichtet werden, gestatten, wie ein amerikanischer Korrespondent berichtet, nur gewisse Teile ihres Gesichts zu küssen, und wissen auch da noch durch eine geschickte Wendung des Kopfes den Kuß abzuschwächen. Ja man kann an der Art des Kusses unterscheiden, von welchem Gymnasium oder von welcher Universität sie sich ihre Kußweisheit geholt haben. Es gibt eine Art Gesichtstopographie für den Kuß. Diese bevorzugen die Nähe des Auges, jene das Kinn, andere eine Stelle zwischen Nase und Ohr usw. Was das für Küsse sind! Aber wahrscheinlich kommt es noch schlimmer, und bei einer Revision des Kommersbuches wird man unter solchen Umständen das vielgesungene „Tausend Küsse soll sie dir dutzendweise geben“ leichten Herzens streichen. War es ja ohnehin eine arithmetische Unmöglichkeit, tausend Küsse dutzendweise zu geben. Ja unter solchen Umständen sehen wir den Kuß ganz aus der Welt verschwinden. Nach meiner Wahrscheinlichkeitsberechnung dürfte die gänzlich kußlose schreckliche Zeit zusammenfallen mit der nächsten Eiszeit. Da liegt die Frage nahe, ob die Eskimos den Kuß kennen? Jedenfalls nur an sehr wenigen Tagen im Jahre. Denn meist würden ja Mund und Mund zusammenfrieren, und ehe solche frostige Küsse, dann lieber gar keine. Man sieht auch, der Kuß hat seine Schicksale. Andere Länder, andere Küsse. Das Ende ist ja zum Glück noch fern. Aber immerhin der Bazillus macht nur Angst. Hätte man ihn doch ruhig in der Verborgenheit gelassen, ihn nie entdeckt, diesen Mörder auch des harmlosen, liebevollen, süßen — Kusses. —n—r

„Petit Parisien". Sie ist einem 1562 in Venedig erschienenen Werke über Frauenschönheit entnommen, das einen Arzt namens Marinello zum Verfasser hat. Wollte eine etwas hagere Dame ihrer Gestalt mehr Fülle geben, so mußte sie sich lange unbeweglich in einem kühlen Zimmer aufhalten, das durch Riechfläschchen mit Rosen- und Lilienwasser, Amber und Kampfer frisch zu erhalten war. Dabei hatte sie Essig und Gesalzenes, vor allem aber jede Zornerregung zu vermeiden, nebenher ein Bad von Kamillen und Malven zu nehmen und Einreibungen mit Veilchenwasser zu machen. Dazu war „so viel wie eine Kastanie" von einer Latwerge aus Mandeln, weißem Mohnsamen, Terpentin und Butter vorgeschrieben. Entfettungskuren — auf die Marinello übrigens weniger Gewicht legt, da die damalige tonangebende italienische Damenwelt mehr für eine gewisse Leibesfülle schwärmte — waren viel einfacher, denn es bedurfte dazu nur eines Destillats aus Wein, Ingwer, Rosmarin und einer Garofilet (Nelke) genannten Pflanze, wovon jeden Morgen ein Glas zu trinken war. Als Haarwuchsmittel empfiehlt das Buch eine Abkochung von Myrtenkörnern, Galläpfeln und Mirobolanten in Rosenwasser. Blieb danach der Erfolg aus, so mußte allerdings ein eingreifenderes Mittel benutzt werden, das aber auch so sicher wirkte, daß es beim Einreiben „selbst auf der Handfläche Haare erzeugte." Es bestand aus Mäusedreck und einem Pulver aus gebrannten Bienen, welche Stoffe mit Rosenöl geknetet wurden. Auch ein Enthaarungsmittel führt Marinello an; es wurde durch Verreibung je einer Unze Efeuharz, Auripigment und Kolophonium mit Ameiseneiern, gebrannten Blutegeln und Froschblut hergestellt. Runzeln verschwinden nach Marinello bei dem Gebrauch einer Salbe, die dadurch gewonen wird, daß man geraspeltes Hirschhorn in etwas Wasser so lange kocht, bis sich auf diesem eine Art Fettschicht bildet, die dann mit Bohnenmehl zu vermengen ist. Zur Pflege der Zähne schreibt das Buch nicht etwa deren Reinigung, sondern einen Auszug aus Myrtenblättern und -Beeren vor, der löffelweise einzunehmen ist. Das Werk Marinellos, der sogar ein Mittel dafür weiß, daß die Damen beim Flötenspiel die Backen nicht in unangenehmer Weise aufblasen, war seinerzeit in Italien und Frankreich weit verbreitet.

Gifte und Vergiftungen.

Aus der Geschichte der Gifte und Vergiftungen plaudert Professor Wachholz in den „Medizinischen Blättern". Gleichsam als Motto stellt er zwei Aussprüche aus früheren Jahrhunderten voraus, den einen von Zacchias, dem ersten Arzt des Kirchenstaats im 16. Jahrhundert, der in der Uebersetzung aus dem Lateinischen lautet: „Gifte werden nicht nur die Medikamente genannt, welche töten, sondern auch die, welche gesund machen." Der zweite Ausspruch stammt von Shakespeare: „In einem kraftlosen Blümchen, in einem und demselben Kräutlein, finden sich so manches Mal ein Gift und Balsam ein." Der Gebrauch der Gifte hat seinen Ursprung ohne Zweifel in einer weitentlegenen Zeit. Ein alter indischer Schriftsteller sagt bereits, daß die Heilmittel in der Hand des Geschickten für die Menschheit zur Ambrosia, in der Hand des Pfuschers zum Gift werden können, und er nennt auch schon das Arsenik unter den Heilmitteln. Für die altgriechische Sage war das von Geheimnissen umwobene Land Kolchis das Reich heilbringender und giftiger Kräuter. Die wichtige Rolle der Gifte in der griechischen und römischen Geschichte ist aus zahlreichen Beispielen jedem bekannt, man braucht nur die Namen des Mithridates, des Attalus und der Kleopatra zu nennen. Der Unmenschlichkeit der damaligen Anschauung folgend, die einen Sklaven lediglich als ein sachliches Besitztum betrachtete, stellte man damals die Versuche mit den Giften an den Hörigen an und ergötzte sich am Anblick der tötlichen Folgen. Die ausgeprobten Gifte wurden dann später nach politischem Ermessen zur Fortschaffung unliebsamer Personen angewandt. Wie weit die List der Vergiftung schon im Altertum ging, lehrt die Erzählung von der Schwester des Xerxes, Parisatis, die ihre Schwiegertochter auf folgende Art vergiftet haben soll: sie schnitt ein Stück Fleisch mit einem Messer, dessen eine Fläche vorher mit Gift überzogen war, und reichte den vergifteten Teil der Gehaßten, während sie den giftfreien selbst verspeiste, um sich gänzlich vor einem Verdacht zu schützen. Wie furchtbar das Gift in früheren Zeiten unter den Menschen gewütet haben muß, ist schon daraus zu schließen, daß man bis auf die neueste Zeit kein sicheres Mittel kannte, den Giftstoff in einer Leiche nachzuweisen und außerdem auch keine Kenntnis von wirksamen Gegengiften besaß. Die Griechen kannten gewisse Gifte, von denen man heute nur noch selten hört. So ist uns die Wirkung des Stierblutes, mit dem nach der Angabe Plutarchs Themistokles vergiftet wurde, jetzt unbekannt, während man von Unglücks- und sogar Todesfällen durch Honig von giftigen Pflanzen noch zuweilen etwas erfährt. Besonders berüchtigt war bis ins Mittelalter das Gift der Altaunwurzel. Der Wolfswurz (Aconitum) war die Giftpflanze, die der Sage nach aus dem Geifer des Cerberus emporwuchs, als ihn Herkules aus der Unterwelt ans Tageslicht schleppte. Der Saft dieser Pflanze wurde zur Vergiftung von Pfeilen benutzt. Die Zauberin Medea soll ihre Gifte aus der Zeitlose bereitet haben. Allgemein bekannt war die Wirkung des Bilsen- und Tollkrauts. Opiumvergiftung scheint schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. bekannt gewesen zu sein. Die berühmteste Vergiftung des Altertums, die des Sokrates durch Schierling, ist von Plato ausführlich beschrieben worden. Die Mineralien lieferten im Altertum weit weniger Gifte, doch schilderte Dioskorides schon im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Wirkung des Arsenschwefels, und auch die giftigen Eigenschaften von Zinnober und Bleiglanz waren bekannt. Besonders auffallend ist die Tatsache, daß schon die altägyptischen Priester die Blausäure gekannt haben, die sie aus Pfirsichkernen bereiteten und den Mitgliedern ihres Standes beibrachten, wenn sie ihre Berufsgeheimnisse verraten hatten. Die Kenntnis der Blausäure scheint dann bis in die Neuzeit hinein wieder verloren gegangen sein. Im alten Griechenland gab es bereits ein Gesetz, das die Anwendung von Gift ohne Bewilligung der Behörde verbot.

Schiffs-Zusammenstöße

haben sich in letzter Zeit mehrfach wiederholt und auch im Stettiner Revier haben solche ihre Opfer gefordert und auch zahlreiche Schiffspassagiere in hochgradige Aufregung versetzt. Derartige Vorkommnisse sind nicht geeignet, bei dem Publikum die Begeisterung für größere Dampfertouren zu erhöhen und ängstliche Naturen ziehen es vor, lieber den Bahnweg zu wählen, obwohl dieser, wie die letzten Ereignisse gelehrt haben, auch nicht immer gefahrlos bleibt. Im Interesse der Rhedereien liegt es daher, wenn soviel als möglich zur Beruhigung des Publikums beigetragen wird, und zu dieser Beruhigung gehört es, wenn die Fahrgäste überzeugt sind, daß auf den Schiffen bei etwaigen Unfällen alles bereit ist, die Rettung zu ermöglichen und zu beschleunigen. Es ist kein Zweifel, daß in dieser Beziehung noch manches geschehen kann und wenn wir uns erlauben, dazu einige Vorschläge zu machen, so schicken wir voraus, daß wir das vom Laien-Standpunkt aus tun, wir haben aber die Ueberzeugung, daß unsere Leser die Vorschläge annehmbar finden werden. Von Seiten der Behörden fehlt es nicht an Anordnungen, daß auf jedem Schiffe, welches größere Touren übernimmt, die nötigen Rettungs-Materialien vorhanden sind, und dazu gehören in erster Linie die Rettungsboote. Was nützt aber das beste Rettungsboot, wenn es im Benötigungsfalle nicht funktioniert, wie dies bei der „Terra"-Katastrophe der Fall war? Wäre es nicht ein Leichtes, zur Beruhigung des Publikums die Sicherheit zu geben, daß alle auf den Schiffen befindlichen Boote gebrauchsfähig sind und im Falle der Not ihrem Zwecke dienstbar gemacht werden können? Es braucht dazu nur eine Verordnung erlassen zu werden, daß die Schiffsführer verpflichtet sind, in bestimmten Zeitabschnitten — sagen wir achtoder vierzehntägig — mit ihrer Mannschaft praktische Uebungen an den Rettungsbooten vorzunehmen, einmal, um sich zu überzeugen, ob die Boote vorschriftsmäßig funktionieren, andererseits aber auch, um den Mannschaften Gelegenheit zu geben, sich in der schnellen und zuverlässigen Handhabung der Boote zu üben, damit sie im Ernstfalle als wirkliche Helfer in der Not auftreten können. Eine derartige zeitweise Uebung würde die Arbeitslast der Mannschaft nicht sehr erhöhen, die Passagiere der Schiffe würden aber die Gewißheit erhalten, daß bei einem Unfalle brauchbare Boote und erprobte Führer für dieselben vorhanden sind.

Weiter stehen bei einem etwaigen Unfall auf jedem Schiffe Rettungsgürtel oder Rettungswesten zur Verfügung, aber auch hierbei ist zu berücksichtigen, daß die Fahrgäste meist nicht wissen, wo die Gürtel oder Westen zu finden sind. Gewöhnlich befinden sich dieselben in Behältern, welche gleichzeitig als Sitzgelegenheit an Bord benutzt werden, zuweilen auch mit der Bezeichnung „Rettungswesten" versehen sind. Haben aber die Fahrgäste auf diesen Sitzgelegenheiten Platz genommen, so ist von der Bezeichnung nichts mehr zu sehen. Auch hierin könnte auf sehr einfache und fast kostenlose Weise Abhilfe geschaffen werden, es brauchten nur an verschiedenen Stellen an Bord auffallende Plakate angebracht werden mit dem Inhalt: „Rettungsgürtel resp. Rettungswesten befinden sich da und da!" — Ein weiterer Uebelstand wird sich stets dadurch herausstellen, daß das große Publikum mit der Handhabung von Rettungsgürteln und Rettungswesten nicht den geringsten Bescheid weiß und im Notfalle zwar einen Gürtel oder eine Weste zur Rettung zur Hand hat, aber nicht versteht, denselben anzuwenden. Sollte es nicht leicht sein, auch diesem Uebelstande abzuhelfen? Es ist durchaus nicht nötig, den Fahrgästen vor Abgang der Dampfer die Anwendung der Rettungsmaterialien ad oculus zu veranschaulichen, aber ohne große Kosten könnte an Bord eines jeden Schiffes eine menschliche Figur aufgestellt sein, an der ein Rettungsgürtel oder eine Rettungsweste vorschriftsmäßig angebracht ist und jeder Passagier Gelegenheit hätte, zu sehen, wie diese Gegenstände zum Gebrauch angelegt werden müssen. Die dazu benutzten menschlichen Figuren brauchten nicht künstlerisch vollendet zu sein, es würden für diesen Zweck Korb- oder Eisengestelle mit menschlichen Formen vollständig ausreichen.

Wenn wir schließlich noch einen Punkt berühren, bei dem uns wohl bewußt ist, daß wir dabei in ein Wespennest stoßen, so wollen wir ihn doch nicht unbeachtet lassen, da in Stettin gerade darüber sehr viel debattiert wird. Im Stettiner Revier waren bei den letzten Dampfer-Katastrophen fast nur Revier-Dampfer beteiligt, bei denen die Schiffsführer gleichzeitig die Inhaber der Schiffsrestaurationen waren. Nun wollen wir durchaus nicht behaupten, daß aus diesem Umstande sofort die Ursache der Schiffs-Katastrophen hergeleitet werden soll, aber wir glauben doch, daß ein solches Doppelamt des Kapitäns nicht geeignet ist, das Vertrauen des Publikums auf die sichere Schiffsführung zu erhöhen. Gerade wenn ein Schiffsführer besonders beliebt ist, wird es nur zu oft vorkommen, daß er von den Fahrgästen aufgefordert wird, „einen Augenblick" an das Buffet zu kommen, um sich zu stärken und wenn der Schiffsführer auch in dieser seiner Eigenschaft, seiner Pflicht getreu, der Lockung widersteht, so kommt doch auch der Restaurateur zur Geltung und dieser widersteht „im Interesse des Geschäfts" der Lockung nicht und läßt sich für kurze Zeit in der Führung des Schiffes vertreten. Solche Vertretung kann aber sehr gefährlich werden, besonders dadurch, daß sich leicht „Nebel" einstellen. Es sollte deshalb möglichst vermieden werden, daß dem Schiffsführer die Konzession zum Ausschank auf dem von ihm geführten Schiffe erteilt wird. Nicht viel besser ist es natürlich, wenn diese Konzession an die Frau oder ein anderes Familienglied des Schiffsführers vergeben wird. R. O. K.

Eine Strandidylle.

Gereimtes—Ungereimtes.

Herr Helferich, ein kranker Mann, der geht mit Frau und Kinde, weil man's jetzt billig haben kann, in's Bad nach Swinemünde, sie fuhren hin auf dem „Odin" in lustigem Getümmel und bei der Abfahrt von Stettin war azurblauer Himmel. Auch dann im Haff war's spiegelglatt, das Beste war zu hoffen und alles seine Freude hat, daß man's so schön getroffen. Als man die Kaiserfahrt passiert, da wurd' es plötzlich trüber, doch Niemand den Humor verliert, man denkt „das geht vorüber". In Swinemünd am Bollwerk dann, begann es zu gewittern, man kehrt deshalb bei Jeschke an und nimmt zum Schutz 'nen Bittern. Jedoch der Regen dauert fort, Herr Helferich tut fluchen: „Nun soll ich in dem fremden Ort bei Regen Wohnung suchen!" — Ihn jetzt das Podagra schon plagt, sein Weib beginnt zu klagen, doch hat man einmal „A" gesagt, so muß man „B" auch sagen. — Doch Alles stellt sich günstig noch, denn eh' vergeh'n zwei Stunden, hat man für 15 Mark die Woch' ein Logement gefunden; die Zimmer sind zwar etwas klein, das Bett zu Hause netter, doch darf man wählerisch nicht sein bei solchem Hundewetter. Eh' Helferich zu Bette geht, klopft er am Barometer, auf „Sturm und Regen" fest der steht, rückt keinen Zentimeter. — Nun bricht der erste Morgen an, die Sonne strahlt entgegen, doch als das Kurkonzert begann, begann sofort auch Regen; es regnete ohn' Unterlaß, will man am Strand prom'nieren, so sind sofort die Strümpfe naß und man muß retirieren. Wie hatten Helferichs gedacht, die Seeluft zu genießen! — Was hat die Seeluft nun gebracht? — Nur Reißen in den Füßen! Frau Helferich kocht Tee geschwind, der Schnupfen macht ihr Plagen, und selbst verschont bleibt nicht das Kind, dem liegt die Luft im Magen. Wie hat man sich's Familienbad zu Haus gedacht so köstlich, jetzt findet man es riesig fad, weil es wirkt gar zu fröstlich. Wer sich jetzt in die See getraut, der hat es schnell bedauert, denn er bekommt 'ne Gänsehaut und Bibbern ihn durchschauert. Schon ganz malad ist Helferich, er stöhnt schon laut und leise und Jeder sagt: „Na, helf' er sich, das ist 'ne Badereise!" Der Skat allein ist noch sein Trost, doch wenn's „Tournée" gelungen, wird er auch dabei gleich erbost, er findet keinen Jungen. Daß ihn der Teufel scheeren mußt und er mit Weib und Kinde sich grade aussucht den August zur Fahrt nach Swinemünde! Acht volle Tage hielt er's aus, dann aber war's ihm über, bei solchem Wetter ist zu Haus die Stubenluft ihm lieber. Von morgen will er in Stettin auf Wetteränderung warten, zum Glück hat er auf dem „Odin" gelöst gleich Rückfahrkarten! R. O. K.

Kunst und Literatur.

„Auf schwarzer Erde." Unter diesem Titel ist im Verlage von Richard Noßke in Leipzig eine Erzählung von E. R. Ekson erschienen, welche den Zweck hat, unsere Kolonialbestrebungen volkstümlich zu beleuchten und deshalb eine Menge sozialer, ökonomischer und kolonialer Fragen im Gewande einer unterhaltenden Erzählung erläutert. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte, daß der Welthandel zwar niemals aufhören werde aber doch wesentlich eingeengt werden könne durch das Bestreben der Völker, sich gegenseitig durch Zollschranken abzuschließen und mit den ihrer Herrschaft unterstellten Ländern zu großen Wirtschaftsgebieten zusammen zu tun. Jedermann, der für unsere Kolonialbestrebungen Interesse hat, wird in dem Buche, das nur 50 Pf. kostet, sehr erwünschte Aufklärungen finden.

„Der kleine Stephan" (Band I) ist soeben für 1903/04 in neuer, 11. Auflage, im Verlage von Gerhard Kühlmann erschienen, und wird sicher als willkommener Ratgeber von Jedem mit Freuden begrüßt werden, der mit der Post zu tun hat. Das äußerst praktische Buch gibt u. a. mit Abbildungen auch viele Beispiele von allerhand Briefaufschriften, Aufschriften von Paketadressen, von Postanweisungen usw., sodaß auch dem Ungeübtesten der Postverkehr gemeinverständlich und leicht gemacht wird. Der Tarif für jedes einzelne Land ist klar, übersichtlich und erschöpfend in wenigen Zeilen zum Ausdruck gebracht, und die weitläufigen Tabellen, in denen man sich schwer zurechtfindet, sind ganz gemieden worden. Wir stehen im Zeichen des Verkehrs! Der kleine Stephan erleichtert den Verkehr zwischen Post und Publikum, erspart beiden Zeit und Geld, Aerger, Mühe und unnötige Arbeit. Wir können das Nachschlagebuch aus eigener Erfahrung unseren Lesern — von welchen wohl die allergrößte Zahl mit der Post mehr oder weniger zu tun hat — angelegentlichst empfehlen, umsomehr als der Preis des Buches mit Mk. 1,50 für das broschierte, Mk. 2,— für das in biegsamen Leinwandband gebundene Exemplar, ein sehr billiger ist. Auch der 2. Teil dieses Werkes, enthaltend sämtliche Postorte (ca. 25 000), eine Zonentabelle für den betreffenden Ort, ein postalisches Straßenverzeichnis von Berlin, sowie eine Uebersicht über die Verwaltungsbezirke des deutschen Reiches, ist bereits in 7. gänzlich neubearbeiteter und erweiterter Auflage erschienen. Das Zonenverzeichnis ist für jeden Ort des deutschen Reiches, auch den kleinsten, erhältlich. Preis des dauerhaft gebundenen Buches Mk. 3,—.

„Der Einfluß des Persönlichen auf die Jugend", betitelt sich eine Abhandlung des Gymnasial-Oberlehrers Emil Folgmann, die im Verlage von B. W. Gebel in Gr. Lichterfelde (Preis 1 Mk.) erschienen ist und in interessanter und verständlicher Weise nachzuweisen sucht, daß der persönliche Einfluß der Eltern, Lehrer und Erzieher von wesentlichem Einfluß auf die Erziehung der Kinder ist und Ratschläge gegeben werden, wie sich Schule und Haus mit Wohlwollen und Verständnis gegenseitig zum Besten der Schüler in die Hände arbeiten können; der Verfasser erläutert dies an Beispielen und dem Leben großer Männer. Das Buch gibt für Eltern, Lehrer und Erzieher überaus beherzigenswerte Anhaltspunkte, wie die ganze moralische und intellektuelle Ausbildung des Kindes zu leiten ist unter dem Einfluß der Persönlichkeit und erinnert der Verfasser dabei an die Verse Göthe's:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren."

Praktisches für den Haushalt.

Holzflecken aus Wäsche zu entfernen. Durch das Waschen in neuen Wannen bekommt das Zeug zuweilen braune oder gelbe Flecken. Um dieselben zu entfernen, löst man 1 Theelöffel voll Weinsteinsäure in 1 Liter weichem Wasser auf, weicht die befleckte Stelle hierin ein und wäscht sie nach 24 Stunden aus. Allenfalls ist dies Verfahren noch einmal zu wiederholen. Besonders hartnäckige, durch Tannenholz entstandene Flecken weicht man in eine aus der Apotheke geholte starke Lösung unterschwefelsaures Natron ein, streut dann Weinsteinsäure darauf und wäscht mit lauem Regenwasser nach.

Wie macht man ein gutes Fleckwasser. Nehme vier Eßlöffel voll starken Salmiakgeist und einen Eßlöffel voll Salz, schüttle das Ganze in einem Glase tüchtig durcheinander und wende es mit einem Schwamme oder wollenem Läppchen an. Mit dieser Flüssigkeit kann man alle Fett- oder Oelflecken usw. waschen. Flecken von Harz oder Theer auf Tuch müssen erst durch ein wenig Butter erweicht werden.

Schuhwerk gegen Schimmel zu schützen. Um Schuhe vor dem Hartwerden und Einschrumpfen zu schützen, bewahrt man sie gerne an feuchten Orten auf, wo sie allerdings leicht Schimmel ansetzen. Man verhindert das, indem man die Schuhe zuvor mit einer Lösung von 1 Teil Kampfer in 9 Teilen Terpentinöl bestreicht. Dies Verfahren schützt auch vor Mäusen und Ratten.

Durchnäßtes Schuhwerk bewahrt man vor dem Einschrumpfen, wenn man dasselbe so fest als möglich voll Papier, Heu, Stroh oder Hafer stopft und trocknen läßt. Bei sehr nassen Schuhen wird eine Erneuerung des Materials notwendig.

Briefkasten.

Alter Abonnent. Bei einem Einkommen von 3000 Mark beträgt die Einkommensteuer 52 Mark jährlich, dazu kommt dann der Kommunalzuschlag. — Felix St. Telegramm-Abschriften können Aufgeber oder Empfänger eines Telegrammes oder deren Bevollmächtigte ausgefertigt erhalten, sofern die erforderlichen Unterlagen noch erhalten sind. Die Urschriften der Telegramme werden in der Regel 6 Monate lang aufbewahrt. Für jede Telegramm-Abschrift sind eine feste Gebühr von 40 Pf. für je 100 Wörter und die etwaigen Kosten für das Aufsuchen des Telegramms zu entrichten. — Frau Z. Mit dem Tage des Todes erlischt der Vertrag, die Firma hat also keine gesetzliche Verpflichtung, das Gehalt länger zu bezahlen. Eine Verpflichtung zur Anmeldung Ihres Mannes in die Krankenkasse hatte die Firma nur dann, wenn dieselbe während der Krankheit Ihrem Manne das Gehalt nicht zahlen wollte. Da das Einkommen Ihres Mannes aber unter 2000 Mark betrug, mußte derselbe Marken zur Invaliden- und Altersversicherung kleben. — F. K. Falls kein Testament gemacht ist, so ist die hinterbliebene Ehefrau neben den Kindern aus erster Ehe zu einem Vierteile der Erbschaft als gesetzliche Erbin berufen. — E. M. Der Sohn als gleichberechtigter Erbe kann allerdings nach dem Tode der Mutter die Grundschuld mit Erfolg anfechten, wenn dieselbe nicht in einem Testament den Töchtern ausdrücklich vermacht ist. Die Errichtung eines Testamentes ist also unbedingt nötig. — F. M. Da Sie zugeben, daß Sie beim Mieten vierteljährliche Kündigung verabredet haben, müssen Sie dieselbe auch im Falle der Kündigung einhalten. — Alter Abonnent H. D. Lassen Sie sich nicht durch solche Inserate verlocken, dieselben beruhen ausnahmslos auf Schwindel, besonders wenn dieselben amerikanischen Ursprungs sind. Sie würden, wenn Sie dem Anerbieten folgten, nur darüber aufgeklärt werden, wie man auf plumpe Weise sein Geld loswerden kann. — U. W. 90. Die von Ihnen gewünschten Stellungen werden durch sogenannte Heuerbaas vermittelt, doch brauchen Sie sich deshalb nicht nach Hamburg zu wenden, Sie können dies auch hier. Wir nennen Ihnen den Heuerbaas Schlichting, Bollwerk 6, 2 Tr., oder A. Hildebrandt, Blumenstr. 4, 1 Tr.